

Gesellschaftlicher Wandel und familialer Wandel

Nicole Bruggmann, lic. phil., Universität Zürich, 2004

1. EINLEITUNG	2
1.1. DER THEMENBEREICH "WANDEL" IN DER FAMILIENSOZIOLOGIE	2
1.2. DER BEGRIFF "FAMILIE"	3
2. ASPEKTE GESAMTGESELLSCHAFTLICHER WANDLUNGSPROZESSE	4
2.1. WANDLUNGSPROZESSE AUF SOZIALER UND STRUKTURELLER EBENE	4
2.1.1. DEMOGRAPHISCHE TRENDS	4
2.1.2. VERÄNDERUNGEN IM BILDUNGSBEREICH UND IN DER ARBEITSWELT	4
2.1.3. DAS VERÄNDERTE SELBSTVERSTÄNDNIS DER FRAUEN	5
2.1.4. DER LEBENSVERLAUF ALS INSTITUTION IM WANDEL	5
2.2. ÖKONOMISCHE UND POLITISCHE VERÄNDERUNGEN	6
2.2.1. GESTIEGENER LEBENSSTANDARD	6
2.2.2. DER STRUKTURWANDEL DER WIRTSCHAFT	6
2.2.3. AUSBAU DES SOZIALSTAATES UND DEMOKRATISCHER STRUKTUREN	7
2.3. TECHNOLOGISCHE UND MEDIZINISCHE FORTSCHRITTE	7
2.4. DIE EBENE DES KULTURELLEN WERTESYSTEMS	8
2.4.1. DAS RATIONALITÄTSPRINZIP UND SEINE GEGENBEWEGUNGEN	8
2.4.2. ALLGEMEINE LIBERALISIERUNGSTENDENZEN	8
2.4.3. DIE DISKUSSION UM DEN WERTEWANDEL	9
2.4.4. DER INDIVIDUALISIERUNGSPROZESS UND SEINE FOLGEN	9
3. ANALYSE DES WANDELS AUF FAMILIALER EBENE	11
3.1. DER WANDEL DER FAMILIENFORMEN	11
3.1.1. FAKTEN ZU DEN VERSCHIEDENEN FAMILIENFORMEN	12
3.1.2. DIE THESE DER PLURALISIERUNG DER FAMILIENFORMEN UND IHRE AUSWIRKUNGEN	13
3.1.3. GENERATIONENBEZIEHUNGEN	14
3.2. VERÄNDERUNGEN IM FAMILIÄREN ALLTAG	14
3.2.1. MUTTERSCHAFT UND ERWERBSTÄTIGKEIT	15
3.2.2. DIE INNERFAMILIALE ARBEITSTEILUNG ZWISCHEN DEN GESCHLECHTERN	15
3.2.3. DIE ZUNEHMENDE ÖKONOMISCHE BELASTUNG VON FAMILIEN	16
3.2.4. KONSENSFINDUNG DURCH ERHÖHTEN KOMMUNIKATIONSaufwand	17
3.3. EINSTELLUNGEN UND WERTVORSTELLUNGEN IM WANDEL	17
3.3.1. DER WERT VON FAMILIE UND KINDERN	17
3.3.2. GESTIEGENE ANFORDERUNGEN AN ELTERNsCHAFT	18
3.3.3. GEWANDELTE ANSPRÜCHE AN PAARBEZIEHUNGEN	18
3.4. WANDEL DER FUNKTIONEN VON FAMILIEN	20
3.4.1. soZIALISATION ALS HAUPTFUNKTION VON FAMILIEN	20
3.4.2. DIE SPEZIALISIERUNG DER FAMILIEN AUF EMOTIONALE FUNKTIONEN	21
4. ZUR GEGENwÄRTIGEN SITUATION DER FAMILIEN	22
4.1. FAMILIEN IM SPANNUNGSfeld ZWISCHEN GESELLSCHAFT UND INDIVIDUUM	22
4.2. SCHLUSSWORT	23
5. LITERATURLISTE	25

1. Einleitung

Das Themengebiet "Sozialer Wandel und familialer Wandel" eröffnet den Blick auf eine enorme Vielfalt von Aspekten, die je einzeln vertieft behandelt werden könnten. In der vorliegenden Arbeit soll der Fokus aber nicht auf ein spezifisches Teilthema gerichtet werden, sondern es wird die Form des Überblicks gewählt. Sowohl die Wandlungsprozesse auf gesamtgesellschaftlicher Ebene wie auch die Veränderungen auf der Ebene der Familien sollen in ihren Grundzügen dargestellt und diskutiert werden, um so Zusammenhänge herausarbeiten zu können und eine Übersicht über das Themengebiet zu erhalten. Daraus soll die gegenwärtige Situation der Familien in diesen sich wandelnden Verhältnissen abgeleitet werden können, so dass ein Bild davon entstehen kann, mit welchen Erwartungen an ihre Funktion, aber auch mit welchen Widersprüchen sich Familien heute konfrontiert sehen.

Inhaltlich beschränke ich mich auf die Entwicklung der vergangenen fünf Jahrzehnte im Gebiet der ehemaligen Bundesrepublik Deutschland und der Schweiz. Obwohl in der Schweiz im Vergleich zu Deutschland gewisse Unterschiede gesetzlicher und politischer Art zu verzeichnen sind, werden die beiden Länder in der vorliegenden Arbeit als einen Grossraum betrachtet und nicht speziell differenziert, weil davon ausgegangen wird, dass sich in beiden Ländern im Grossen und Ganzen sehr ähnliche Entwicklungen zeigen.

Gesellschaftliche Wandlungsprozesse haben Auswirkungen auf Familien, diese beeinflussen aber ebenso die Gesellschaft. Individuelle Handlungsmuster verfestigen sich zu gesellschaftlichen Strukturen und diese wirken wiederum auf individuelles Handeln zurück. Klare Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge sind daher schwierig herzustellen. Es ist von einem komplexen Wechselwirkungsprozess der gegenseitigen Beeinflussung auszugehen. Die gegenwärtige Lage von Familien wird als Ergebnis diverser Wandlungsprozesse interpretiert. Im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht die Frage, wie sich die Situation der Familie im Spannungsfeld dieser verschiedenen Wandlungsprozesse gestaltet.

1.1. Der Themenbereich "Wandel" in der Familiensoziologie

Der Wandel der Familie und ihrer Lebensformen bildet einen besonderen Schwerpunkt im Themenspektrum der Familiensoziologie. "Dass Wandelthemen in der Familiensoziologie besonders zentral sind, ist nicht aussergewöhnlich, denn die Erforschung des Wandels ist eine der zentralen Aufgaben der Soziologie" (Matthias-Bleck, 2002, S. 426). So existieren inzwischen auch zahlreiche Untersuchungen zu diesem Thema, die eine Fülle von Daten und Zahlen zu den einzelnen Teilaspekten des familialen Wandels liefern. Gleichzeitig herrscht aber teilweise Uneinigkeit über die Interpretation dieser Ergebnisse aus der Familienforschung, so dass der vermeintliche oder tatsächliche Wandel von Familie immer wieder Gegenstand heftiger Debatten ist. Was die Theorien zum familialen Wandel anbelangt, ist Vaskovics (1994) sogar der Meinung, es herrsche immer noch ein Mangel an theoretisch fundierten Erklärungen. Die vorhandenen Ansätze, wie beispielsweise die strukturell-funktionale Analyse, die Systemtheorie, der symbolische Interaktionismus oder die 'rational choice'-Theorien, reichen hierfür nicht aus (zit. in Bien, 1996, S. 19).

Eine Kritik der Familiensoziologie als Wissenschaft findet sich bei Schneider (2002). Er konstatiert, die Familiensoziologie habe sich einseitig als "Krisenwissenschaft" entwickelt, weil sie in ihren Debatten um den Wandel von Familie einer "Ordnung" unterliege, die gesellschaftliche Wirklichkeit von Familie immer wieder rekonstruiere. Diese Ordnung bestehe darin, dass die Familiensoziologie in ihrer Forschung lediglich beobachte und dann entlang vorgegebener und unhinterfragter Begriffe von Familie und Ehe "sortiere", welche Beobachtungen dazu passten und welche nicht. Weil diese Leitbegriffe sehr engen Normalitätswürfen von Familie entsprechen, werde auf diese Weise die Entwicklung von Familie immer wieder als krisenhafter und konfliktreicher Wandel bewertet und die Familie als in Auflösung und vom Zerfall bedroht interpretiert. Diese Sichtweise der Familiensoziologie als reine "Krisenwissenschaft" wird nach Matthias-Bleck (2002) der aktuellen Bandbreite familiensoziologischer Publikationen aber keineswegs gerecht, denn es seien darunter zahlreiche Beispiele aus jüngster Zeit zu finden, die eine differenzierte Analyse des Wandels vornehmen und zeigen, dass die soziale Realität weitaus vielfältiger ist, als mit solchen Pauschalurteilen abgebildet werden kann. Deutlich wird, dass die Bewertung des Wandels von der Perspektive der Forschenden abhängt, von ihren Erwartungen an und Vorstellungen von Familie. Und diese Perspektive wiederum ist eng verknüpft mit der Begriffsdefinition von Familie.

1.2. Der Begriff "Familie"

Wenn vom "Wandel der Familien" gesprochen wird, gilt als Bezugspunkt meist das Familienbild der traditionellen bürgerlichen "Normalfamilie", das in den Sechzigerjahren in erstaunlicher Homogenität Verbreitung fand. Es zeichnet sich durch eine Familienform aus, in der die Eltern miteinander verheiratet sind und mit den Kindern im gemeinsamen Haushalt leben. Die Aufgaben sind geschlechtsspezifisch aufgeteilt, so dass der Vater üblicherweise einer ausserhäuslichen Erwerbstätigkeit nachgeht und die Mutter sich um den Haushalt und die Versorgung der Kinder kümmert. Betont wird aber, dass diese Familienform, in einem weiteren historischen Rahmen betrachtet, ihrerseits eher als Ausnahmefall gelten kann. Je nach Definition des Begriffes "Familie" können Veränderungsprozesse als "Auflösung der Familie" interpretiert werden oder gar völlig in Abrede gestellt werden. Diese Diskussion wird beispielsweise von Beck-Gernsheim (1994) aufgegriffen, die den allzu weiten Familienbegriff von Vascovic (1991) kritisiert.

Einen umfassenden Begriff von "Familien" bietet Schneewind (1994) an. Er versteht "Familien" als Varianten intimer Beziehungssysteme, wobei diese sowohl intra- als auch intergenerationale Personenkonstellationen umfassen können (Schneewind, 1994, S. 439). Schneewind weist aber darauf hin, dass es notwendig ist, die jeweils spezifische Personenzusammensetzung zu benennen, um von Beziehungssystemen zu unterscheiden, auf die diese Definition ebenfalls zutrifft, die aber als nicht-familiär zu bezeichnen sind. Dieser Begriff ist somit am ehesten offen für eine Fülle "nicht-traditioneller" familienähnlicher Lebensformen und damit besonders geeignet, die heutige Familienrealität zu erfassen.

2. Aspekte gesamtgesellschaftlicher Wandlungsprozesse

Der gesellschaftliche Kontext von Familien mit seinen Regelungen und Institutionen stellt wirkungsvolle Bedingungsfaktoren für die Entwicklung von Familien dar. Gleichzeitig wird er aber auch ständig, wie bereits ausgeführt, von diesen massgeblich mitgestaltet.

In einem ersten Schritt werden hier die wichtigsten Veränderungen der familialen Rahmenbedingungen auf gesellschaftlicher Ebene sowie einige Wandlungsprozesse anderer gesellschaftlicher Teilbereiche, die mit dem Familiensystem in Wechselwirkung stehen, aufgeführt. Es handelt sich dabei sowohl um langfristige Entwicklungen und Trends als auch um Ereignisse und Errungenschaften in bestimmten Bereichen, die Veränderungen auslösen und somit als Determinanten des Wandels bezeichnet werden können. Auf die einzelnen Merkmale kann in diesem Rahmen aber nur knapp und oberflächlich eingegangen werden.

2.1. Wandlungsprozesse auf sozialer und struktureller Ebene

2.1.1. Demographische Trends

- **Heirat:** Die Heiratsneigung sinkt seit 1950 kontinuierlich (Nave-Herz, 2002). Das durchschnittliche Erstheiratsalter lediger Frauen und Männer ist gestiegen, es betrug in Jahr 2000 in den alten Bundesländern bei den Frauen 28.4 Jahre und bei den Männern 31.1 Jahre.
- **Geburten:** In Deutschland werden nach Peuckert (2002) heute nur noch zwei Drittel der Kinder geboren, die nötig wären, um den derzeitigen Umfang der Bevölkerung langfristig zu gewährleisten. Dies führt zu einer Verschärfung in der Entwicklung der Altersstruktur mit Auswirkungen auf die Generationenbeziehungen. Der Grund für die Abnahme der Geburtenrate ergibt sich nach Nave-Herz (2002) v.a. aus dem Rückgang der Mehr-Kinder-Familien. In der Schweiz bringt heute eine Frau durchschnittlich knapp 1,5 Kinder zur Welt, 1960 waren es noch 2,44 (Fehr, 2003).
- **Familiengründung:** Das durchschnittliche Alter der Frauen bei der Geburt des ersten Kindes ist zwischen 1970 und 1999 von 24.3 auf 28.8 Jahre gestiegen (Peuckert, 2002). Diese Tendenz stellte auch Höpflinger (2003) für die Schweiz fest. Insgesamt ist eine deutliche Verzögerung der Familiengründung festzustellen. Es ist vor allem die längere Ausbildungsdauer, die sich insbesondere bei den Frauen auf den Zeitpunkt der Eheschliessung und auf das Geburtenverhalten auswirkt (Blossfeld, Huinink und Rohwer, 1993). Dieser Anstieg des Alters bei der Familiengründung kann mit ein Grund für die Entscheidung sein, weniger Kinder zu haben.

2.1.2. Veränderungen im Bildungsbereich und in der Arbeitswelt

Seit der Expansion des Bildungswesens Mitte der 60er Jahre haben sich die Ausbildungsdauer und das Bildungsniveau markant erhöht. Dies hat zu einer erweiterten Verschulung der Kindheit über das Jugendalter hinaus und meist bis ins Erwachsenenalter geführt. Als wichtigste

Veränderung gilt aber die Angleichung der Bildungschancen zwischen Frauen und Männern sowie zwischen den sozialen Schichten, was eine verstärkte soziale Mobilität zur Folge hatte.

Das Bildungswesen gilt als leistungsorientiertes Allokationssystem und ist somit zur zentralen Einrichtung der Zuteilung von Lebenschancen geworden, was den Druck auf die Kinder erhöht. Gestiegen ist damit auch die intergenerationelle Mobilität: Viele Jugendliche verfügen über eine formal erheblich höhere Schul- und Berufsbildung als ihre Eltern, was häufig in Berufstätigkeiten mündet, die sowohl sozial als auch regional aus dem Herkunftsmilieu hinausführen.

Neue Technologien und ökonomische Entwicklungen haben eine rapide Umstrukturierung der Berufswelt und sich ständig verändernde Qualifikationsanforderungen zur Folge. Es zeigen sich verstärkte Diversifizierungen von Erwerbsverläufen, diese sind instabiler und vielfältiger geworden. Die durch Prinzipien der ökonomischen Rationalität bestimmte und technisierte Arbeitswelt wird zunehmend als abstrakter, entsinnlichter und weniger anschaulich charakterisiert und verlangt eher nach instrumentellen und strategischen Handlungsorientierungen. Durch den Rückgang der Tages-, Wochen- und Jahresarbeitszeiten erfolgte ein Zugewinn an Freizeit.

2.1.3. Das veränderte Selbstverständnis der Frauen

Als besonders markant gelten die Veränderungen im weiblichen Lebenszusammenhang. Die durch die Emanzipationsbewegungen der 70er Jahre eingeleiteten Veränderungsprozesse im Bereich der Einstellungen, aber auch der Möglichkeiten im Bildungs- und damit auch im Arbeitsbereich hatten eine allgemein höhere Beteiligung der Frauen in allen ausserfamiliären Bereichen zur Folge. Der weibliche Handlungsspielraum wurde ständig erweitert. Die erhöhte Bildungs- und Erwerbsbeteiligung hat insgesamt zu mehr geistiger und ökonomischer Unabhängigkeit und auch zu höheren Scheidungsziffern geführt. Mit dem Abbau traditioneller Sicherungen und Beschränkungen weiblicher Lebensverläufe haben sich neue Möglichkeiten der Lebensgestaltung eröffnet, die sich oft gegenseitig konkurrieren, meist geht es dabei um eine Berufs- oder Familienorientierung. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist das zentrale Thema für viele Frauen. Kaufmann (1990) weist darauf hin, dass Frauen trotz zunehmender Qualifizierung auf dem Arbeitsmarkt immer noch benachteiligt sind, indem beispielsweise typische Frauenberufe schlechter entlohnt werden, Männer für dauerhafte Anstellungen bevorzugt werden und Frauen deshalb eher in ungesicherten Beschäftigungsverhältnissen mit geringeren Karrierechancen landen.

2.1.4. Der Lebensverlauf als Institution im Wandel

Im Prozess der Entschichtung als Zerfall von Klassenstrukturen und sozialen Schichtungen wurde die Vergesellschaftung durch Klassen- und Schichtungsstrukturen durch die neue Institution des Lebensverlaufs ersetzt. An die Stelle von Klassen und Schichten traten Kategorien von Lebensphasen und des Familienzyklus, die zunächst in einem klar definierten zeitlichen Ablauf standen und durch definierte Übergänge geprägt waren. Die Lebenslaufstruktur ist vor allem durch das Verhältnis zur Arbeitswelt geprägt, sie besteht im Wesentlichen aus einer Bildungsphase, der Erwerbs- und Berufsarbeit und dem Ruhestand (Mayer, 1990, 1995). Im Zusammenhang mit den Veränderungen in diesen Bereichen wird von De-Institutio-

nalisation (Kohli, 1986) oder Individualisierung des Lebensverlaufs gesprochen. Beispielsweise ist die Selbstverständlichkeit einer familialen Perspektive im Lebensverlauf gesunken. Als Folge der Bildungsexpansion wurde eine neue Phase der Post-Adoleszenz eingeleitet, die auch eine markante Verzögerung der Transition von der Paarbildung zur Elternschaft mit sich bringt. Ausserdem hat eine Verlängerung der Lebensdauer eingesetzt. Die durchschnittliche Lebenserwartung der gegenwärtig 60-jährigen Frauen in Deutschland beträgt 83 Jahre, die der gleichaltrigen Männer 79 Jahre (Nave-Herz, 2002).

Lebensverläufe sind durch Phasen unterschiedlicher Länge bestimmt, die familiales Leben in je anderer Ausprägung und Zeitdauer umfassen. Die Familienphase, d. h. das Zusammenleben mit Kindern, hat sich vor allem durch die geringere Kinderzahl zeitgeschichtlich verkürzt. Sie macht nur noch ca. einen Viertel der gesamten Lebenszeit aus; vor 100 Jahren betrug ihr Anteil noch mehr als die Hälfte (Nave-Herz, 2002).

2.2. Ökonomische und politische Veränderungen

2.2.1. Gestiegener Lebensstandard

Vor allem in den 60er und 70er Jahren erfolgte eine massive Steigerung des allgemeinen Wohlstandes. Dies führte natürlich zu erheblichen ökonomischen Optionserweiterungen und damit zu einer Steigerung der Konsum-, Genuss- und Erlebnismöglichkeiten, aber auch der Wünsche. "Alles Schöne und Lustvolle dieses Daseins gerät in den Horizont des zu Erstrebenden" (Fend, 1988, S. 297). Inzwischen hat sich die Lebenslage in allen Schichten verbessert. Was die Einkommens- und Besitzverhältnisse angeht, ist allgemein ein hoher Lebensstandard zu verzeichnen. Es muss aber auch festgehalten werden, dass die alten Abstände zwischen den sozialen Schichten alles in allem etwa gleich geblieben sind und so soziale Ungleichheiten fortbestehen, einfach auf höherem Niveau. Es kann von einer einkommensbezogenen Niveaushiftung gesprochen werden, was beispielsweise bedeutet, dass sich die heutzutage von Armut Betroffenen mehr leisten können als früher.

2.2.2. Der Strukturwandel der Wirtschaft

Im kapitalistisch und global ausgerichteten, auf den Markt setzenden Wirtschaftssystem haben sich die Bedingungen für Arbeitnehmer in Bezug auf Stabilität und Sicherheit des Arbeitsplatzes verschärft. Die seit den 80er Jahren immer wieder aufgetretenen Phasen ökonomischer Stagnation haben gezeigt, dass anhaltende Gefahren der Arbeitslosigkeit bestehen. Nach Beck (1986) hat sich die Grunddynamik der Arbeitsmarktentwicklung massiv beschleunigt. Der Strukturwandel der Wirtschaft führt immer seltener zu lebenslangen Beschäftigungen und zum Normalarbeitsverhältnis. Zunehmende wirtschaftliche Unsicherheiten sind die Folge.

Es ist zudem ein Rückgang selbstständiger Existenzen zu verzeichnen, so dass immer weitere Bevölkerungskreise vom Arbeitsmarkt abhängig sind. Durch diese wachsende Interdependenz des Familiensystems mit dem Wirtschaftssystem haben die genannten Dynamiken für immer mehr Menschen eine existentielle Bedeutung.

2.2.3. Ausbau des Sozialstaates und demokratischer Strukturen

Die vergangenen Jahrzehnte brachten einen enormen Ausbau der sozialstaatlichen Sicherungs- und Steuerungssysteme. Aus der Staatsbürgerrolle ergeben sich umfassende wohlfahrtsstaatliche Ansprüche, so dass beispielsweise eine Entkoppelung der Altersversorgung von familialen Beziehungen erfolgen konnte. Der Staat übernimmt heute viele Funktionen, die früher die familiale Gemeinschaft zu tragen hatte. Denkwürdig ist nach Kaufmann (1990) diesbezüglich allerdings, dass Alterssicherungskosten kollektiviert sind, die Kosten für das Aufbringen von Kindern hingegen individualisiert.

Diese Entwicklungen ergaben sich durch politische Einflüsse, die durch die zunehmende Institutionalisierung der demokratischen Werte und der Individualrechte möglich wurden. Da die Regierungsmacht in hohem Masse abhängig von Wählerentscheidungen ist, bedeutet das politische Mitspracherecht des Einzelnen aber auch eine gesteigerte Verantwortung und damit entsprechende Informationsleistungen zur Meinungsbildung.

2.3. Technologische und medizinische Fortschritte

Die technischen Erungenschaften der vergangenen Jahrzehnte haben nicht nur tiefgreifende Umstrukturierungen im Arbeitsbereich ausgelöst, sondern sie haben grundsätzliche und weitreichende Veränderungen des ganzen Alltags der Menschen bewirkt. Zum einen sind hier beispielsweise all die technischen Hilfsgeräte im Haushalt zu nennen, die in nicht zu unterschätzender Weise eine Umstrukturierung und Erleichterung der Hausarbeit ermöglichten, was sich vor allem auf die Alltagsgestaltung der Frauen auswirkte und Freisetzungprozesse begünstigte. Ein weiteres wichtiges Feld bilden die elektronischen Medien und Kommunikationsmittel, deren Verbreitung Veränderungen im Freizeit- und Kommunikationsverhalten einleiteten und die Möglichkeiten zur Information enorm erweiterten, so dass bisweilen schon von der "Informationsgesellschaft" die Rede war. Durch die Informationsflut entstand aber auch die Notwendigkeit der Selektion. Zudem werden Erfahrungen zunehmend medial vermittelt, so dass sich Deutungsmuster weitgehend durch medial induzierte Weltbilder entwickeln. Diese sind in Bezug auf die Erziehung von Kindern schwer beeinfluss- und kontrollierbar. Die Verbreitung des Fernsehens hat auch zur Abstimmung der Alltagsorganisation mit bestimmten Sendezeiten geführt und trägt somit zur Strukturierung der Freizeit bei. Technische Fortschritte haben ausserdem die Voraussetzungen für die erhöhte geographische Mobilität geschaffen. Diese eröffnet ganz neue Möglichkeiten der Alltagsgestaltung, soziale und kulturelle Aktivitäten sind nicht mehr auf den Nahraum beschränkt.

Fortschritte im medizinischen Wissen und die allgemein bessere medizinische Versorgung der ganzen Bevölkerung haben, zusammen mit der Verbesserung der Lebensbedingungen durch den gestiegenen Wohlstand, eine Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer der Menschen bewirkt. Auch konnte die Rate der Kindersterblichkeit stark verringert werden. Die Entwicklungen in der Fortpflanzungstechnologie haben zudem zu einem Rückgang der ungewollten Kinderlosigkeit beitragen können.

Grosse Veränderungen, vor allem des weiblichen Lebenszusammenhangs, sind der Entwicklung und Verbreitung zuverlässiger Verhütungstechniken zu verdanken. Die Verfügbarkeit von Empfängnisverhütungsmitteln ermöglichte die Planbarkeit von Schwangerschaften und somit auch die Kontrolle über die Anzahl Kinder, was mit ein Grund für den massiven Rück-

gang der Geburtenrate sein dürfte. Die Möglichkeit zur Schwangerschaftsverhütung bildete auch die Voraussetzung für die Liberalisierung der Sexualität. Insgesamt wurde ein umfassender Prozess ausgelöst, der die Entkoppelung von Sexualität und Fortpflanzung und damit von Partnerschaft und Familie sowie von Ehe und Elternschaft ermöglichte. Es fand zudem ein Rückgang der Teenagerschwangerschaften und somit auch der Teenagerehen statt.

2.4. Die Ebene des kulturellen Wertesystems

2.4.1. Das Rationalitätsprinzip und seine Gegenbewegungen

Seine tiefsten Wurzeln hat der Modernisierungsprozess nach Max Weber im modernen okzidentalen Rationalismus, welcher unser Denken und sämtliche Gesellschaftsbereiche massgeblich geprägt habe (Fend, 1988). Formale Rationalität bestimmt die Regulierungs- und Ordnungsstrukturen der Gesellschaft, aber auch die individuellen Handlungsbedingungen sind durch formalisierte Regelungen geprägt. Wer erfolgreich sein will, muss seine Handlungsstrategien an dieser Rationalitätslogik orientieren (Huinink, 1995, S. 347). Als Gegenbewegung zu den Ergebnissen dieser Entwicklungen können einige der wichtigsten Protestbewegungen der jüngsten Zeit verstanden werden. So ist beispielsweise im Zuge der Rationalismus- und Vernunftkritik "das Zweck-Mittel-Denken als Grundlage des technischen Fortschritts radikal kritisiert worden, weil Naturbeherrschung in Naturzerstörung umgeschlagen ist. Diese Art von Rationalität verliert ihren Absolutheitsanspruch, darüber hinaus geht es um neue Formen von Sinnlichkeit, Emotionalität, ganzheitlicher Lebensverfassung etc., wie sich dies in den sogenannten neuen sozialen Bewegungen ankündigt" (Gudjons, 1994, S. 188). Veränderungen dieser Art haben sich bisher aber vor allem im privaten Bereich niedergeschlagen. Diese Entwicklung begünstigt Konflikte, die ihre Ursache in der Inkompatibilität öffentlicher und privater Handlungslogiken haben. Die Partizipation des Einzelnen an verschiedenen Gesellschaftsbereichen zwingt dazu, die jeweils vorgefundenen Normen in der alltäglichen Lebensführung zu koordinieren, was zu Überlastungen und Überforderung führen kann.

2.4.2. Allgemeine Liberalisierungstendenzen

Es kann wohl von einer allgemeinen Tendenz zu kulturellen Liberalisierungsprozessen gesprochen werden, was vor allem Veränderungen in Bezug zu kulturellen Normen betrifft. Es hat in den vergangenen Jahrzehnten ein stetiges Zurücktreten normativer Verbindlichkeiten bei der Ausgestaltung der individuellen Biographie stattgefunden. Diese Entwicklung umfasst sowohl Glaubensinhalte, Rollenvorstellungen, die gesellschaftliche Akzeptanz von Sexualität als auch die Wahl der Lebensform. "Das Ausmass der Tabuisierung vormals gesellschaftlich kaum geduldeter, daher 'alternativer' Lebensformen und der Grad ihrer sozialen Stigmatisierung beziehungsweise der sozialen Stigmatisierung ihrer Mitglieder ist stark zurückgegangen" (Huinink, 1995, S. 13). Das hatte enorme Erweiterungen von Handlungsspielräumen, aber auch den Verlust einer Orientierungsoption an einem einheitlichen Modell zur Folge. Einerseits hat sich die individuelle Autonomie allgemein stark vergrössert und beispielsweise durch die verstärkte Anonymisierung v.a. im urbanen Wohnumfeld auch zur Verminderung der sozialen Kontrolle geführt, es entstanden aber auch neue Abhängigkeiten, z. B. vom Arbeitsmarkt oder von Institutionen wie dem Bildungssystem oder der Krankenversicherung, so dass von erweiterten Möglichkeiten, aber auch gestiegenen Risiken gesprochen werden kann.

2.4.3. Die Diskussion um den Wertewandel

Der Wertewandel der letzten Jahrzehnte wurde in mehreren Studien untersucht, welche in ihren Grundzügen eine Verschiebung von Pflicht- und Akzeptanzwerten hin zu Werten der Selbstentfaltung festgestellt haben. Mit dem in seinem Bedeutungsgehalt sehr heterogenen Begriff "Akzeptanz" sind Unterordnungsbereitschaften gemeint, die mit einer Betonung der Werte "Disziplin", "Gehorsam", "methodische Lebensführung" und "Verantwortungsbereitschaft" einhergehen. Auch der Begriff "Selbstentfaltung" ist als sehr heterogen zu bezeichnen, er subsumiert beispielsweise ebenso hedonistische Lebensauffassungen und personale Ansprüche der selbstverantworteten Lebensgestaltung wie auch Forderungen nach Emanzipation gegen unberechtigte Herrschaft und Traditionen der Formulierung von Menschenrechten (Fend, 1988).

Zu diesem Wandel konstatiert Hradil einen neueren, zusätzlichen Wertewandel, der Gemeinschaftswerte und Werte des mitmenschlichen Bezugs betont. "Der Wert der persönlichen Eigenständigkeit macht schon seit 30 Jahren den Kern des Wertewandels aus. Neu ist, dass er stagniert und Werte enger Sozialbindungen ihn zunehmend überflügeln" (Hradil, 2002, S. 35). Diese Entwicklung kann als "Wandel des Wertewandels" bezeichnet werden und findet sich vor allem unter den Jugendlichen ziemlich ausgeprägt.

2.4.4. Der Individualisierungsprozess und seine Folgen

Die genannten Differenzierungs- und Freisetzungprozesse mit ihren neuen Chancen und Risiken sind Bestandteile der Individualisierungstheorie, die als bereichsübergreifende Theorie zur Beschreibung der Modernisierungsprozesse bezeichnet werden kann. Sie gilt als Diagnose längerfristiger Entwicklungen in den westlichen Industriegesellschaften, welche aber bis heute wirksam und prägend in unserer Kultur sind. Die "Individualisierungsprozesse" wurden vor allem von Beck und Beck-Gernsheim in ihren Publikationen ausführlich und unter den verschiedensten Aspekten behandelt und beziehen sich in erster Linie auf die Herauslösung der Menschen aus historisch vorgegebenen Sozialformen und dem damit verbundenen Verlust an traditionellen Sicherheiten (vgl. Beck, 1986; Beck & Beck-Gernsheim, 1994).

Auf der Ebene des individuellen Handelns wird die Zunahme der Selbstverantwortlichkeit betont. Der Individualisierungsprozess hatte zur Folge, dass die Verbindlichkeit von leitenden Normen und Wertvorstellungen geschwächt wurde; religiöse und moralische Gesetze verloren an Bedeutung. Dieser Übergang von einer normativen zu einer kognitiven Orientierung bedeutet, dass dem Individuum keine allgemein akzeptierten oder gar normativ festgeschriebenen Begründungs- und Sanktionsschemata mehr zur Verfügung stehen, anhand derer es sich bei seiner Entscheidung über die subjektive Bedeutsamkeit eines Ereignisses orientieren kann. Das heisst die Bedeutsamkeit eines Ereignisses muss aus dem subjektiven Weltbild heraus festgelegt werden. Da die Verbindlichkeit religiöser oder moralischer Gesetze oder anderer Berufungsinstanzen zurücktritt, muss das Individuum die Konsequenzen seiner Entscheidungen selbst tragen; diese können nicht mehr an höhere Instanzen delegiert werden (Daub, 1996).

Der Individualisierungsprozess brachte also einerseits neue und grössere Freiheiten und einen markanten Zugewinn an Gestaltungsmöglichkeiten, er bedeutet aber auch Verunsicherung und Orientierungslosigkeit und zwingt die Individuen, zu Selbstgestaltern ihres Schicksals zu werden. Er bedeutet also eine Stärkung der individuellen Entscheidungsmöglichkeiten, aber

auch der Entscheidungszwänge in Bezug auf die persönliche berufliche Laufbahn, die Gestaltung der partnerschaftlichen und familiären Bindungen sowie die Akzeptanz oder Verweigerung gegenüber Sinnangeboten weltanschaulicher Art. Erweiterte Möglichkeiten bedeuten auch geringere Notwendigkeiten der Einordnung in gegebene Verhältnisse. Sowohl Arbeitsverhältnisse wie auch unbefriedigende Beziehungen können leichter aufgekündigt werden, was eine Verringerung von Stabilitäten in den verschiedensten Bereichen zur Folge haben kann.

Wie Hradil (2002) zeigt, kamen neben Beck auch zahlreiche andere Autoren auf ähnliche Schlüsse. "Modernisierungstheorien laufen darauf hinaus, dass die Einzelnen in ihren Kompetenzen, ihrer Autonomie, ihrer persönlichen Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit immer mehr gefördert, gefordert, nicht selten dadurch auch gefährdet werden. Die Individuen leben immer eigenständiger, zweckrationaler, ichbezogener" (Hradil, 2002, S. 35). Die Individualisierungstheorie kann sicher als eine der umfassendsten Beschreibungen der Modernisierung bezeichnet werden. Gerade die Mehrdeutigkeit und damit die vielseitige Verwendbarkeit des Individualisierungs-Begriffes wurde aber auch stark kritisiert. Der Individualisierungstheorie wurde mangelnde theoretische Fundierung und Unschärfe sowie unzulässige Verallgemeinerung vorgeworfen.

Laut Burkart (1997) zeigen Milieu-Studien, dass Individualisierung kein universeller Trend ist und dass der Anteil an Entscheidungsautonomie bezüglich der Lebensform häufig überschätzt wird. Dies spricht auch Welter-Enderlin (1992) an: "Die versprochene Wahlfreiheit des Individualisierungs-Modells mit der Ermutigung zu besserer Ausbildung der Frauen und einer flexibleren Rollenverteilung wird von den Zwängen der Arbeitswelt und einer Gesellschaft, die Familien ohne Unterstützung im Regen stehen lässt, unterlaufen (Welter-Enderlin, 1992, S.35). Weit verbreitet hat sich aber der Druck, sein Glück selber zu basteln. Selbstverwirklichung ist zur Norm gelingenden Lebens erhoben worden (Kaufmann, 1990).

3. Analyse des Wandels auf familialer Ebene

Bei der Betrachtung von Wandel auf familialer Ebene sind grundsätzlich zwei Perspektiven zu unterscheiden. Zum einen sind Veränderungsprozesse innerhalb der Familie zu beobachten, beispielsweise in Bezug auf den Alltag oder die Einstellungen der Familienmitglieder sowie die Funktionen, die Familien für ihre Mitglieder und gegenüber der Gesellschaft haben, zum anderen hat sich auch das äussere Erscheinungsbild von Familien gewandelt, ihre Struktur und ihre Form und nicht zuletzt auch ihre Anzahl.

In diesem Kapitel werden die verschiedenen Aspekte familialen Wandels beschrieben und einige Thesen zur ihrer Erklärung und Interpretation vorgestellt.

3.1. Der Wandel der Familienformen

Nicht nur die Gesellschaft als umfassendes System hat aus strukturell-funktionalistischer Perspektive die Tendenz, sich fortlaufend weiter zu differenzieren, sondern auch ihre Subsysteme. So haben sich seit den 50er Jahren auch die Subsysteme "Partnerschaft" und "Familie", die als funktional spezialisierte Teilsysteme der Gesellschaft gesehen werden können, in unterschiedliche Privatheitstypen weiter ausdifferenziert. Meyer (1992) unterscheidet beispielsweise einen individualistischen, einen partnerschaftsorientierten und einen kindorientierten Privatheitstyp. Diese Privatheitstypen können wiederum je nach Form des Zusammenlebens weiter differenziert werden.

Die Vertreter der Pluralisierungshypothese gehen nun davon aus, dass es als Folge des Individualisierungsprozesses kein einheitliches, von einer Mehrheit als "normal" betrachtetes Standardmodell des Zusammenlebens von Menschen in einer privaten Sphäre mehr gibt, wie es das Modell der bürgerlichen Familie darstellte, und sich stattdessen eine Vielfalt "alternativer" Formen menschlichen Zusammenlebens entwickle. Mit "Pluralisierung" ist hier also die Verbreiterung der Verteilung unterschiedlicher Lebensformen gemeint.

Für Schneider (1995) zeigen die Ergebnisse der bisherigen Forschung zur Pluralisierung von Lebensformen eine Polarisierung bei den äusseren Strukturmerkmalen von Lebensformen. Eine Entwicklungslinie weist in Richtung einer Pluralisierung nichtfamilialer Lebensformen, die andere in Richtung einer Standardisierung kernfamilialer Lebensformen. Das heisst, die einen lokalisieren eine Polarität zwischen anteilmässig zwar zurückgehenden, aber ihre herkömmliche Struktur bewahrenden Familien auf der einen Seite und einer Vielfalt nichtfamilialer Lebensformen auf der anderen Seite. Die Gegenposition sieht eine polare Entwicklung zwischen den Bestandteilen der Familie selbst: der Paarbeziehung einerseits und der Eltern-Kind-Beziehung andererseits. Bei ansonsten unveränderten Strukturmerkmalen vermehren sich somit die binnenstrukturellen Gestaltungsformen (Schneider, 1995 in Marbach, 1996, S. 23).

3.1.1. Fakten zu den verschiedenen Familienformen

Als Variablen zur Differenzierung der verschiedenen Familienformen können die Merkmale "Zusammensetzung des Haushalts", "Art und Status der partnerschaftlichen Lebensform der Eltern" sowie "Anzahl und Status der Kinder" betrachtet werden. Veränderungen können aus der Perspektive der Eltern oder aus jener der Kinder dargestellt werden. Es entsteht das folgende Bild zum Wandel und zur gegenwärtigen Verteilung familialer Lebensformen:

- **Die ehelichen Familie**

Die grosse Mehrheit der Kinder in Deutschland wächst nach wie vor bei den leiblichen Eltern in einer ehelichen Familie auf. Im Jahr 2000 waren es in den alten Bundesländern über 80 Prozent (DJI, 2003). Obwohl die Scheidungshäufigkeit angestiegen ist, bleiben drei Viertel der Kinder in den alten Bundesländern bis zur Volljährigkeit von Trennung und Scheidung der Eltern verschont. Allerdings muss auch erwähnt werden, dass sich das Risiko, von Scheidung betroffen zu werden, zwischen 1960 und 1980 verdreifacht hat (Neumann, 1999).

- **Nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern**

Nach Peuckert (2002) hat sich die Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern seit 1972 bis 2000 in den alten Bundesländern mehr als verzehnfacht. Wie eine Differenzierung aller Haushalte nach ihrer Rechtsform zeigt, beträgt der Anteil dieser Lebensform, mit und ohne Kinder, an allen Lebensformen aber nur 5.3 Prozent (Nave-Herz, 2002). Der Anteil nichtehelich geborener Erstkinder an allen Erstgeburten hat sich zwischen 1970 und 1994 von 9 Prozent auf 18 Prozent erhöht. 35 Prozent davon wurden nachträglich durch Heirat der Eltern "legitimiert" (Peuckert, 2002). Der Anteil der Kinder, die mit Eltern in nichtehelicher Lebensgemeinschaft leben, ist in den alten Bundesländern seit 1988 bis 2000 von 2 Prozent auf 5 Prozent angestiegen (DJI, 2003). Nach Peuckert (2002) leben heute 9 Prozent der über 14-jährigen in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft.

- **Ein-Eltern-Familien**

Die Zahl der Alleinerziehenden mit minderjährigen Kindern hat sich seit den 70er Jahren bis zum Jahr 2000 verdoppelt, desgleichen ihr Anteil an allen Familien (bei sinkender Zahl der Familien insgesamt). Von allen Familien mit minderjährigen Kindern handelte es sich im Jahr 2000 in den alten Bundesländern bei 18.8 Prozent um Ein-Eltern-Familien. Im Jahr 2000 lebten 18.6 Prozent der Minderjährigen in den alten Bundesländern bei einem allein erziehenden Elternteil; 1961 betrug dieser Anteil noch 8.3 Prozent. 37 Prozent aller Alleinerziehenden hatten 1993 Kinder unter 6 Jahren. 83 Prozent der Alleinerziehenden sind Frauen. Fast jede dritte Frau mit Kindern hat im Verlauf ihrer Familienbiographie mindestens einmal alleinerziehend gelebt. Bei 24 Prozent ist der Kontakt zum anderen Elternteil völlig abgebrochen (Peuckert, 2002).

- **Stiefelternverhältnisse und Fortsetzungsfamilien**

Etwa jedes vierte minderjährige Kind in den alten Bundesländern ist mit seinen sozialen Eltern nur teilweise oder gar nicht verwandt. Es wird in diesem Zusammenhang vom Trend einer Entkoppelung von biologischer und sozialer Elternschaft gesprochen. Von allen minderjährigen Kindern, die 1999 bei verheirateten Eltern lebten, sind 4.3 Prozent Stiefkinder. Von allen Familien waren 1999 8.1 Prozent Stieffamilien. Peuckert (2002) schätzt, dass etwa 13 Prozent aller Kinder in den alten Bundesländern im Verlauf ihrer Kindheit ein Stiefkindverhältnis erleben. 10 Prozent aller Kinder in den alten Bundesländern erleben bis zur Volljährigkeit, dass ein Elternteil eine neue Partnerschaft eingeht (Neumann, 1999).

- **Anzahl der Kinder**

Insgesamt hat sich die Zahl der Kinder pro Familie verringert, die Mehrzahl der Kinder wächst aber trotzdem mit Geschwistern auf. 1995 wuchsen 18 Prozent der Kinder in den alten Bundesländern als Einzelkinder auf, 48 Prozent mit einem Geschwister und 34 Prozent mit mehreren Geschwistern (Neumann, 1999). Laut den Ergebnissen des dritten Familiensurveys des deutschen Jugendinstitutes hatten im Jahr 2000 fast 80 Prozent aller Mütter in den alten Bundesländern zwei Kinder. Nur etwa ein Drittel der Mütter mit zwei Kindern bekommt noch ein drittes Kind (DJI, 2003). Knapp ein Drittel aller Familien bleiben Ein-Kind-Familien (Peuckert, 2002).

3.1.2. Die These der Pluralisierung der Familienformen und ihre Auswirkungen

Die These, dass das traditionelle Modell von Ehe und Familie sich immer stärker mit einer Pluralisierung von Formen familialen und privaten Zusammenlebens konfrontiert sieht, gilt nach Neumann (1999) als akzeptiert. In Bezug auf Familien allein kann aber festgestellt werden, dass sich die Variabilität der Familienformen nur geringfügig erhöht hat (Peuckert, 2002). Bisher ist es also nicht zu einer grundlegenden Umstrukturierung der kindlichen Lebensverhältnisse gekommen. Mayer (1995) kommt anhand seiner empirischen Analysen zum Schluss, dass sich der Spielraum für individuelle Beziehungsbiographien im Spannungsfeld von standardisierten und individualisierten Lebensläufen zwar erweitert, aber im Schnitt nicht so dramatisch verändert hat, wie dies von manchen Autoren behauptet werde. Vom Verfall familialer Lebensformen kann erst Recht nicht gesprochen werden, wie auch Grundmann & Huinink (1991) betonen. Der klassische Typ der bürgerlichen Kernfamilie mit Kindern ist immer noch weitgehend dominant. Immerhin wuchsen im Jahr 2000 über 80 Prozent der Minderjährigen in den alten Bundesländern bei ihren leiblichen Eltern in einer ehelichen Familie auf. Haushalte mit Ehepaaren und Kindern stehen nach den Ein-Personen-Haushalten schon an zweiter Stelle in der Haushaltstatistik (Neumann, 1999). Die Veränderungen bedeuten also nicht in jedem Fall eine Abwendung vom Modell der Kernfamilie, sondern eher (zeitliche) Verschiebungen.

Es kann mit Vaskovics (1994) also festgehalten werden, dass es wohl eine "Pluralität von familialen Lebensformen" gibt, hinter den Etiketten verbirgt sich aber oft eine Normalität, die weniger Anlass zu einer Problematisierung gibt, als dies oft angenommen wird. Betrachtet man ausserdem die Familien nach der Anzahl der Kinder, so ist sogar festzustellen, dass die Variabilität im Hinblick auf die Familiengrösse gesunken und statt dessen die Homogenität von Familienformen, differenziert nach Kinderzahl, zugenommen hat (Nave-Herz, 2002, S. 56).

Burkart (1997) sieht die Vielfalt der heutigen Lebensformen "nicht als Ausdruck einer 'Krise' oder eines 'Niedergangs', sondern als funktionale - also: sinnvolle - Binnendifferenzierung eines für die Komplexität der Moderne zu unbeweglich gewordenen Systems" (Burkart, 1997; S.286). Peuckert (2002) sieht in der Pluralisierung der Lebensformen jedoch nicht das Signal einer neuen Familienauffassung, sondern eher ein Symptom für die zunehmende Schwierigkeit, dem gültigen Familienleitbild zu entsprechen. Zu den befürchteten negativen Auswirkungen "anderer" Lebensformen auf Kinder halten Grundmann & Huinink (1991) fest, dass nicht die Familienform an sich die Entwicklung der Kinder beeinflusst, schädlich wirkt sich vielmehr eine Stigmatisierung alternativer Familienformen aus. Das Leben in Fortsetzungsfamilien gilt für Neumann (1999) aber als deutlicher Destabilisierungsfaktor für Kinder.

3.1.3. Generationenbeziehungen

Aufgrund der Verlängerung der Lebensdauer und wegen der Verringerung der Kinderzahl haben Menschen heutzutage mehr vertikale und weniger horizontale Familienbeziehungen, d. h. Familiensysteme umfassen immer mehr Generationen, aber jeweils nur wenige Mitglieder der selben Generation. So kommt es inzwischen nicht selten vor, dass Mitglieder von vier Generationen gleichzeitig leben. Bei jenen Erwachsenen, die sowohl eigene Eltern als auch Enkelkinder betreuen müssen, spricht man von der "Sandwich-Generation". Nach Peuckert (2002) kommt es aber nur bei ca. 7 Prozent der Bevölkerung zu dieser Situation.

Die höhere Lebenserwartung verlängert auch die gemeinsame Lebenszeit von Familiengenerationen, so dass sowohl die Eltern-Kinder-Beziehungen wie auch die Enkelkinder-Grosseltern-Beziehungen viel länger erhalten bleiben. Höpflinger (2003) zufolge sind die Eltern-Kind-Beziehungen eher besser als schlechter geworden. Enge Kontakte zwischen Eltern und Kindern bleiben auch nach Wegzug aus dem Elternhaus bestehen. Zudem gewinnt gegenwärtig die lange vernachlässigte Grosseltern-Rolle eine vermehrte Aufwertung (Höpflinger, 2003). So haben denn auch 80 Prozent der Kinder in den alten Bundesländern regelmäßig Kontakt zu den Grosseltern (Neumann, 1999).

Die These von der "isolierten Kernfamilie" muss nach Nave-Herz (2002) verneint werden. Zwar leben wegen sozialstaatlich geregelten Betreuungsangeboten für ältere Menschen, grösserer finanzieller Unabhängigkeit durch Sozialversicherungen sowie aufgrund erhöhter Bedürfnisse nach Intimität im engeren Familien-Rahmen meist nicht mehr als zwei Generationen im selben Haushalt. Haushalte mit drei oder mehr Generationen erreichten aber 1961 schon nur einen Anteil von 6.8 Prozent aller Haushalte. 1999 betrug dieser Anteil noch 1 Prozent in den alten Bundesländern Deutschlands (Peuckert, 2002). Wie Höpflinger (2003) betont, sind formale Indikatoren wie der Zivilstand oder die Haushaltszusammensetzung aber immer weniger aussagekräftig. Auch Neumann (1999) weist darauf hin, dass amtliche Bevölkerungs- und Ehestatistiken methodisch wenig geeignet sind, Veränderungstendenzen festzustellen, weil sie mehr Beziehungslosigkeit vortäuschen, als tatsächlich der Fall ist. Noch weniger sagen sie über die Qualität der Beziehungen aus. Im Gegenteil, Studien zeigen nach Höpflinger (2003), dass die intergenerationelle familiäre Solidarität und Unterstützungsbereitschaft - trotz sozialstaatlicher Angebote - eine erstaunliche Kontinuität aufweisen, so dass von der "multi-lokalen Mehrgenerationenfamilie" gesprochen werden kann. Generationenbeziehungen erweisen sich also als Träger stabiler Solidargemeinschaften, die weit über die Haushaltsgrenzen hinaus gehen (Vaskovics, 1994). Im Zuge der auf uns zukommenden Überalterung der Gesellschaft wird nach Neumann (1999) das Zurückgreifen auf die Familie als Unterstützungssystem unerlässlich werden.

3.2. Veränderungen im familiären Alltag

Der familiäre Alltag hat sich für Kinder vor allem durch Veränderungen der kulturellen und strukturellen Bedingungen der Organisation des familialen Zusammenlebens grundlegend gewandelt (Grundmann & Huinink, 1991). Peuckert (2002) konstatiert einen Wandel der Machtbalance zwischen Eltern und Kindern durch eine "Emanzipation" des Kindes. Das Hauptgewicht der Erziehungswerte "Gehorsam und Unterordnung" hat sich von 1964 bis 1995 auf die Werte "Selbständigkeit und freier Wille" verlagert, was auch den Wandel vom Befehlshaushalt zum Verhandlungshaushalt mit sich brachte (Peuckert, 2002). Beziehungen

zwischen den Familienmitgliedern sind weniger durch hierarchischen und autoritären Umgang miteinander geprägt, sondern viel mehr durch den Anspruch auf Partnerschaftlichkeit und Gleichberechtigung bestimmt. Dies betont insbesondere Schneewind (1998), wenn er davon ausgeht, "dass der entscheidende epochale Wandel nicht eigentlich die 'Pluralisierung von Familienformen' ist, sondern die an der Norm der Partnerschaftlichkeit orientierte Umgestaltung innerfamiliärer Beziehungen, die allerdings im Alltag familiären Zusammenlebens nicht immer eingelöst wird" (Schneewind, 1998, S. 22).

Ein wesentlicher Anteil am Wandel der familialen Realität ist in den grundlegenden Veränderungen des weiblichen Rollenverständnisses zu sehen. Das bürgerliche Familienideal sah die Mutter als nicht-erwerbstätig und in ihrer Funktion klar auf die häuslichen Arbeiten konzentriert. Auch wenn längst nicht alle Frauen nach diesem Ideal lebten, so hat sich bis heute doch einiges verändert.

3.2.1. Mutterschaft und Erwerbstätigkeit

Die Angleichung der weiblichen Bildungschancen hat allgemein ein grösseres Erwerbsengagement der Frauen, aber im Speziellen auch der Mütter mit sich gebracht. In den alten Bundesländern sind heute laut Peuckert (2002) 47 Prozent der Mütter mit Kindern zwischen 3 und 15 Jahren erwerbstätig, nur 18 Prozent aller Mütter sind dabei vollzeiterwerbstätig. Die Ergebnisse der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebungen aus den Jahren 1991 bis 1999, welche das Bundesamt für Statistik (BFS) im Februar 2000 veröffentlichte, zeigen ähnliche Zahlen für die Schweiz. "Nach der Geburt des ersten Kindes geben rund 40 Prozent der Frauen ihre Berufstätigkeit auf; die übrigen 60 Prozent bleiben im Erwerbsleben, voll- oder teilzeitlich. (...) Frauen, die schon vor der Mutterschaft Teilzeit arbeiteten, geben den Beruf eher auf als solche, die ursprünglich zu 100 Prozent beschäftigt waren; ein Drittel davon bleibt auch als Mutter vollzeitlich tätig. Und selbst mit dem zweiten Kind gehen immer noch knapp 40 Prozent mindestens einer Teilzeitbeschäftigung nach" (Fischer, 2000, S. 23). Die allein Erziehenden sind in dieser Studie allerdings nicht mitgezählt. Damit zeigt sich ein markanter Anstieg der Berufstätigkeit von jungen Müttern, denn noch 1980 zogen sich drei Viertel der Frauen nach der Geburt des ersten Kindes aus dem Erwerbsleben zurück, 1990 waren es zwei Drittel, wie die letzte Volkszählung ergab.

Weil Elternschaft aufgrund der höheren Lebenserwartung, des höheren Alters bei der Geburt des ersten Kindes sowie der geringeren Anzahl von Kindern nur mehr zu einer transitorischen Lebensform geworden ist, kann die Fortführung der Erwerbstätigkeit während der Mutterschaft nur als verständlich und sinnvoll erachtet werden. Zudem ist der Verbleib im Berufsleben "zur Sicherung der eigenen ökonomischen Unabhängigkeit und zur Wahrung der Berufschancen in einer sich rasch wandelnden Arbeitswelt" durchaus als "eine rationale Strategie" zu bezeichnen (Schneewind, 1998, S. 18).

3.2.2. Die innerfamiliäre Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern

Grundmann & Huinink (1991) stellen mit der Zunahme der ausserhäuslichen Erwerbstätigkeit der Frauen gleichzeitig eine Abnahme der traditionellen familieninternen Arbeitsteilung der Geschlechter fest. Wie etliche Studien aufzeigen, muss das Erstere mit dem Zweiten aber nicht unbedingt einhergehen. Zwar ist unbestritten, dass Frauen vermehrt erwerbstätig sind,

für die innerhäulichen Arbeiten sind sie aber gleichwohl meistens in viel grösserem Ausmass zuständig als die Männer. "Auch heute wird die überwiegende Mehrheit der Haus- und Familienarbeit durch Frauen übernommen. Dies gilt vielfach selbst dort, wo die Frau erwerbstätig ist" (Höpflinger, 2003, S. 2). Nach Peuckert (2002) erledigen 70 Prozent der Mütter, die voll- oder teilzeitlich erwerbstätig sind, den Haushalt sogar ganz allein. Er bezeichnet diesen Schritt zur "Retraditionalisierung" als Gleichberechtigungsfalle beim Übergang zur Elternschaft. Zum Mythos der "neuen" Männer hält Peuckert (2002) fest, dass 1985 nur 2 Prozent der Männer zwischen 20 und 50 Jahren als Hausmänner tätig waren. Wie das Eidgenössische Büro für Gleichstellung von Frau und Mann in einer im März dieses Jahres publizierten Studie festhält, arbeiten in der Schweiz 12 Prozent aller erwerbstätigen Männer reduziert, jedoch nur 8 Prozent dieser Teilzeiter geben an, dies aus familiären Gründen zu tun (Schafroth, 2003).

Die Angleichung der Erwerbsbeteiligung von Frauen und Männern hat sich bisher also wenig auf die innerhäuliche Aufgabenteilung ausgewirkt. Obwohl die Geschlechtsrollenerwartungen sich allmählich aufzulösen beginnen und sich partnerschaftliche Entscheidungsformen in der Paarbeziehung inzwischen durchgesetzt haben, ist in der Realität die innerfamiliäre Arbeitsteilung noch eindeutig geschlechtsspezifisch geprägt. Nach wie vor sind es in grosser Mehrzahl die Mütter, die für Haushalt und Kinderbetreuung verantwortlich sind. Der zeitgeschichtliche Wandel bezüglich der Gleichrangigkeit der Partner scheint auf der normativen Ebene schon weiter fortgeschritten als auf der faktischen (Nave-Herz, 2002). Es handelt sich, wie Oberndorfer und Rost es treffend ausdrücken, um eine "verbale Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre" (zit. in Peuckert, 2002, S. 252). Es stehen hier also Gleichheitserwartungen Ungleichheitserfahrungen gegenüber, was zu Konflikten führt.

Die Zukunft der Familie hängt für Kaufmann (1990) damit zusammen, ob es gelingt, dauerhafte Partnerschaftsbeziehungen auf der Basis nicht nur ideeller, sondern auch praktischer Gleichberechtigung zu stabilisieren, was wiederum abhängig von der Veränderbarkeit der männlichen Lebenszusammenhänge ist.

3.2.3. Die zunehmende ökonomische Belastung von Familien

Durch die erhöhte Erwerbstätigkeit beider Partner stehen Familien grundsätzlich mehr finanzielle Mittel zur Verfügung. Für Kinder zu sorgen bedeutet jedoch andererseits eine enorme finanzielle Belastung, die auch noch ständig wächst. Die Kinderkosten sind laut Peuckert (2002) nur schon seit 1988 um 22 Prozent gestiegen. Die zusätzliche ökonomische und zeitliche Last, die aus einer grösseren Anzahl von Kindern hervorgeht, steht in engem Zusammenhang mit der Abnahme der Mehr-Kind-Familien. Nach Kaufmann (1990) erleidet eine Familie mit zwei Kindern eine durchschnittliche Wohlstandseinbusse von 50 Prozent gegenüber einem kinderlosen Paar. Kinder können sogar als Armutsrisiko gesehen werden. Der Zürcher Familienbericht der Sozialdirektion zeigt, dass im Kanton Zürich jede vierzehnte vollständige Familie unter dem Existenzminimum lebt, bei den Alleinerziehenden ist sogar jede fünfte Familie betroffen (Schneebeli, 2003). Alleinerziehende Frauen haben also ein besonders hohes Armutsrisiko. Peuckert (2002) schätzt, dass ca. 40 Prozent der Kinder von Alleinerziehenden in relativer Armut leben. Zwar zeigt sich nach Mayer (1995) am sinkenden Alter beim Auszug aus dem Elternhaus der Anspruch immer jüngerer Frauen und Männer auf selbständige Lebensführung, ökonomisch bleiben die jungen Erwachsenen aber aufgrund der gestiegenen Ausbildungsdauer oft viel länger von den Eltern abhängig.

3.2.4. Konsensfindung durch erhöhten Kommunikationsaufwand

Familien müssen den Alltag im innerfamiliären Raum immer wieder selbst gestalten, mit Gemeinsamkeit füllen und so Qualität und Zusammenhalt herstellen. "Individueller und gemeinschaftlicher Lebensvollzug im Kontext von Familie beinhaltet angesichts einer Erosion allgemein akzeptierter normativer Verbindlichkeiten der Beziehungsgestaltung mehr denn je die Regulation von Gegenseitigkeit im Sinne eines Austarierens von Verbundenheit und zugestander Autonomie" (Schneewind, 1998, S. 31). Ständige Aushandlungsprozesse zur Konsensfindung sind notwendig. Das Aushandeln der individuellen Rechte und Pflichten innerhalb der Familienbeziehungen und das Finden von Einigkeit in den zentralen Fragen der Lebensgestaltung bedingen einen hohen Kommunikationsaufwand und die entsprechenden Fähigkeiten dazu.

Die gesteigerte Erwerbstätigkeit der Frauen (bei praktisch unveränderter Erwerbstätigkeit der Männer), die höheren Ansprüche an die Freizeitgestaltung, die verschiedensten ausserhäuslichen Verpflichtungen aller Familienmitglieder, die Distanzen zum Arbeitsort und zu allfälligen Betreuungsmöglichkeiten der Kinder sowie der gestiegene kommunikative Aufwand für Aushandlungsprozesse und Konsensfindung prägen somit die Gesamtorganisation des Alltags in den Familien. Leben zudem die beiden Elternteile nicht im selben Haushalt, kann die Organisation noch komplizierter werden. Die Hauptverantwortung der Organisation bleibt meistens, wie bereits erwähnt, Aufgabe der Frauen.

Fehlt zudem ein Elternteil, sieht sich der alleinerziehende Elternteil in einer mehrfach belasteten Situation. Die Erwerbstätigkeit ist mit dem Anspruch unter einen Hut zu bringen, das Elternsein nicht zu vernachlässigen und gute Betreuungsmöglichkeiten für das Kind zu finden. Ausserdem fehlt meist ein Partner, mit dem Sorgen und Verantwortung geteilt werden können. All dies bildet einen spannungsvollen Lebenszusammenhang für Kinder, sie sind abhängig von den komplizierten Zeitplänen und Interessen der Erwachsenen. Aus der Sicht der Kinder haben für Grundmann & Huinink (1991) innerfamiliäre Konflikte, Partnerschaftsprobleme der Eltern, ökonomische Schwierigkeiten und die zeitliche Belastung der Eltern die Konfliktivität und Problemhaftigkeit der kindlichen Sozialisationsbedingungen deutlich verschärft.

3.3. Einstellungen und Wertvorstellungen im Wandel

3.3.1. Der Wert von Familie und Kindern

Demoskopische Umfragen belegen Nave-Herz (2002) zufolge, dass sich die Einstellungen zu Ehe und Familie, in Bezug auf die persönliche Bedeutung und die eigene Zufriedenheit, bei allen Bevölkerungsgruppen auf einem hohen positiven Niveau befinden. "Die Bedeutung der Familie für das subjektive Wohlbefinden wird sogar heutzutage in den alten Bundesländern noch stärker als vor 20 Jahren betont" (Nave-Herz, 2002, S. 64). Auch neue Untersuchungen zum Wertewandel haben gezeigt, dass neben Individualisierungswerten vor allem in der jüngeren Generation verstärkt Werte enger Sozialbindungen und Werte der Sicherheit und Geborgenheit immer wichtiger werden. Selbstentfaltungswerte spielen zwar nach wie vor eine wichtige Rolle, sie dominieren aber nicht mehr. Hradil (2002) erklärt dies damit, dass die heutigen Jugendlichen mit der Selbstverständlichkeit der Möglichkeiten der individuellen Selbstverwirklichung aufgewachsen sind, aber auch die Schattenseiten der praktizierten Selbstver-

wirklich und Individualisierung kennenlernten und Orientierungsprobleme, Konflikte und Risiken erlebt haben. Der ständigen Orientierungs- und Beziehungsarbeit und des hohen Konfliktpotenzials überdrüssig, wendet sich diese Generation nun vermehrt der Suche nach Gemeinschaft und stabilen Ordnungen zu. Neben der Unsicherheit des Arbeitsplatzes führt nach Hradil (2002) also ein allgemeiner Mangel an Sicherheit und Orientierung zur Bedeutungssteigerung von Familienwerten.

Durch die Planbarkeit der Schwangerschaft entwickelte sich Mutterschaft vom ungewollten Schicksal zur Lebensentscheidung und erhielt damit eine neue Relevanz. So kann sie als individuelle Glückserfahrung und als Selbsterfahrung gesehen werden (Beck-Gernsheim, 1984). Es hat ein gewandeltes Verhältnis zum Kind und eine neue Bewertung von Kindheit stattgefunden. Mit dem ökonomischen Bedeutungsverlust ist somit ein psychischer Bedeutungszuwachs von Kindern einhergegangen.

3.3.2. Gestiegene Anforderungen an Elternschaft

Durch die Möglichkeit der Planbarkeit der Schwangerschaft wird davon ausgegangen, dass es sich bei den meisten Kindern um Wunschkindern handelt, also um eine gewollte und geplante Schwangerschaft. Damit hat sich die Erwartung entwickelt, dass die somit selbstgewählte Situation auch verantwortet und bewältigt werden kann. Durch das gestiegene Bewusstsein vieler Eltern über ihre Bedeutung im Sozialisations- und Erziehungsprozess entstand auch der Anspruch, "es gut zu machen". Die wachsenden Anforderungen von aussen an die Erziehungsleistung der Eltern und die steigenden Ansprüche seitens der Eltern an sich selbst lassen erkennen, dass Normen der Elternschaft nicht an Verbindlichkeit eingebüsst, sondern eher an Gewicht gewonnen haben. Kaufmann (1990) spricht in diesem Zusammenhang von einem neuen "Normenkomplex verantworteter Elternschaft" (S. 82). Die Wahrnehmung der Elternrolle ist anspruchsvoller und schwieriger geworden, sie steht unter dem Druck kultureller Verbindlichkeiten und rechtlicher Verpflichtungen. Somit kann eine verstärkte Institutionalisierung der Elternschaft konstatiert werden.

All dies hat dazu geführt, dass die optimale Förderung des Kindes zum Zentrum familiären Lebens geworden ist. Wo man glaubt, den hohen Ansprüchen und Erziehungspflichten nicht entsprechen zu können, wird auf Kinder verzichtet, was für die Zunahme der Kinderlosigkeit mitverantwortlich sein dürfte.

3.3.3. Gewandelte Ansprüche an Paarbeziehungen

Die genannten umfassenden Wandlungsprozesse wirken sich auf der Ebene der Familie primär in einem veränderten Verständnis der Paarbeziehung aus. Das zeigt sich auch daran, dass im Gegensatz zum beschränkten Wandel der Familienformen in Bezug auf Partnerschaft eher eine gewisse Heterogenität festzustellen ist. Mit der Abnahme gegenseitiger ökonomischer Abhängigkeit sind Liebe und emotionale Übereinstimmung zur Aufrechterhaltung der Paarbeziehung umso notwendiger geworden, je geringer das Ausmass funktionaler Differenzierung zwischen den Geschlechtern ist. Individualisierte Paare sind in diesem Sinne also stärker auf "Liebe" angewiesen als frühere Paare. Die moderne Paarbeziehung ist zum Ort der Befriedigung von Liebesbedürfnissen geworden, das Mass an emotionalem Wohlbefinden hat als Basis der Beziehung an Bedeutung gewonnen.

Charakteristisch für heutige Paarbeziehungen ist aber auch die Notwendigkeit der Koordination der Vorstellungen zweier selbständiger Individuen mit eigenen Interessen, Lebens- und Zeitplänen, was zum einen neue Formen von Arrangements hervorbringt, zum anderen aber auch mit einem erhöhten Kommunikations- und Verhandlungsaufwand verbunden ist, so dass heute von der "pragmatischen Verhandlungspartnerschaft" oder von der "Konsensualpartnerschaft" gesprochen wird. An die Stelle religiös fundierter Treue-Vorstellungen treten eher rationale Überlegungen der Bedingungen einer stabilen Partnerschaft. Gerade das Bedürfnis nach Stabilität ist aber wohl ein zentraler Grund dafür, dass die Mehrzahl der Menschen nicht ständig neue Liebesbeziehungen eingeht. Das Bedürfnis nach einer beständigen Beziehung, einer verlässlichen Partnerschaft ist zudem umso stärker, je unstabiler die umgebende Umwelt ist. Je mehr also andere Bezüge der Stabilität entfallen, desto mehr richtet sich das Bedürfnis, dem Leben Sinn und Verankerung zu geben, auf die Zweierbeziehung (Beck & Beck-Gernsheim, 1990). Die Stabilisierung heutiger Paarbeziehungen wird nach Peuckert (2002) durch ständige Bilanzierung des Grades der Funktionstüchtigkeit im Beziehungsgespräch herzustellen versucht, was die Dauerreflexion der Beziehung nötig macht.

Insgesamt kann von gestiegenen Ansprüchen an Partnerschaft und allgemein an intime Beziehungen ausgegangen werden. Nicht das Bedürfnis nach Partnerschaft, wohl aber die Vorstellungen über eine *gute* Partnerschaft haben sich verändert. Das mag mit ein Grund für die deutliche Abnahme der Attraktivität der Ehe oder zumindest für ihr Herausschieben auf einen späteren Zeitpunkt sein. Dieser Zeitpunkt ist meist dann gegeben, wenn sich ein Paar ein Kind wünscht oder dieses bereits unterwegs ist. 80 Prozent der in einer Partnerschaft Lebenden heiraten in den alten Bundesländern, wenn das erste Kind kommt (Neumann, 1999). In den alten Bundesländern waren im Jahr 2000 nach dem dritten Familiensurvey ein Jahr nach der Geburt rund drei Viertel aller Frauen verheiratet (DJI, 2003). Die Ehe erhält damit einen instrumentellen Charakter, sie ist mehr und mehr mit Elternschaft verknüpft, wie Nave-Herz (2002) nachweist. Sie folgert daraus, dass die "Ehe funktional auf Kindorientierung spezialisiert" wurde und dass sich Ehe und Familie zu einer "bewussten und erklärten Sozialisationsinstanz für Kinder" entwickelt haben (Nave-Herz, 2002, S. 50). Kinder legitimieren heute also die Ehe, früher war es umgekehrt.

Wenn sich die These der De-Institutionalisierung von Ehe und Familie vor allem auf eine Auflösung des Verbindlichkeitscharakters traditioneller Leitbilder bezieht, kann dies in Bezug auf die Ehe bestätigt werden, die institutionelle Absicherung scheint dort tatsächlich unwichtiger geworden zu sein. In Bezug auf die Familie kann nach Schneewind (1998) von De-Institutionalisierung aber nicht die Rede sein, solange sowohl auf statistischer als auch auf normativer Ebene die Eltern-Familie der dominante Familientyp geblieben ist und die Bedeutung der Elternverantwortung als hoch eingeschätzt wird. Der Verbindlichkeits- und Verpflichtungscharakter der Ehe, nicht aber der Familie, hat abgenommen.

Der Zugewinn an individuellen Freiheitsgraden bei der Ausgestaltung von intimen Beziehungen birgt auch das erhöhte Risiko ihres Scheiterns (Daub, 1996). Die gestiegenen emotionalen Ansprüche an die Qualität der ehelichen Partnerschaft führen heute schneller zu unerfüllten Bedürfnissen und Konflikten, was neben dem Wegfall ökonomischer und sozialer Zwänge die wichtigste Ursache der gestiegenen Scheidungshäufigkeit sein dürfte. Die Zahl der Ehescheidungen hat sich nach Peuckert (2002) zwischen 1960 und 2000 verdreifacht, es wird geschätzt, dass von den nach 1980 geschlossenen Ehen jede dritte geschieden wird. Anhand dieser Zahlen kann also durchaus von einer "Fragilisierung" und "Instabilität" der modernen Paarbeziehung gesprochen werden. Die hohe Scheidungsquote darf nach Nave-Herz (2002) aber nicht als Folge eines gestiegenen Bedeutungsverlustes der Paarbeziehung gesehen wer-

den, sondern ist viel mehr ein Zeichen für ihre hohe psychische Bedeutung und Wichtigkeit für den Einzelnen, so dass unharmonische Beziehungen heute schneller aufgelöst werden.

Ehescheidungen werden inzwischen als legitime Form ehelicher Konfliktlösung akzeptiert, was zur Entdramatisierung beiträgt (Kaufmann, 1990). Es kann sogar von einer neuen sozialen Norm gesprochen werden, die eine Scheidung unter bestimmten Bedingungen erwartet. Nave-Herz (2002) weist aber darauf hin, dass sich aufgrund der verlängerten Lebensdauer auch die Rahmenbedingungen für Ehen erheblich verändert haben. Sie hält fest, dass noch nie so viele Menschen in einer zeitlich so langen monogamen Ehe gelebt haben wie heute.

Bei fast jeder zweiten Scheidung sind minderjährige Kinder betroffen. So hat sich auch ihre Anzahl in den vergangenen Jahren erhöht. Von den Kindern des Heiratsjahrgangs 1960 in den alten Bundesländern haben bis zum Alter von 18 Jahren 8 Prozent die Scheidung der Eltern erlebt, beim Heiratsjahrgang 1975 waren es schon 14 Prozent (Peuckert, 2002). Grundmann & Huinink (1991) weisen darauf hin, dass für Kinder meist nicht die Trennungssituation an sich das Problem ist, sondern vielmehr die vorausgegangenen Streitigkeiten der Eltern oder die Funktionalisierung des Kindes für die elterlichen Einzelinteressen.

3.4. Wandel der Funktionen von Familien

Nach dem differenzierungstheoretischen Ansatz kam es im Zuge des strukturell-funktionalen Differenzierungsprozesses der Gesellschaft zur Auslagerung ehemals familialer Funktionen, wie beispielsweise "Produktion", "Bildung" und "Altersversorgung", in eigenständige gesellschaftliche Teilbereiche. Die Familie ihrerseits spezialisierte sich, entgegen der These des Funktionsverlustes von Familien, zu einem Teilsystem mit neuen Funktionen. "Weniger ein absoluter Funktionsverlust familialer Beziehungen als ein Wandel hin zu vielfältigeren, anders strukturierten Gestalten und neuen kulturellen Bezügen wird diagnostiziert" (Huinink, 1990, S. 249). Die Mehrheit der Autoren behauptet eine fortschreitende Spezialisierung der Familie auf Sozialisationsfunktionen sowie auf die Funktion der Sicherung emotionaler Befriedigung der Individuen.

3.4.1. Sozialisation als Hauptfunktion von Familien

Als Hauptfunktion des gesellschaftlichen Teilsystems "Familie" sieht Kaufmann (1990) die quantitative und qualitative Nachwuchssicherung, die Familien durch Reproduktion und Sozialisation erfüllen. Die Lernerfahrungen in der Familie werden als wichtiges Fundament für die weitere Entwicklung des Individuums gesehen. Gerade diese Funktion wird von einigen Autoren durch die Pluralisierungstendenzen familialer Lebensformen als gefährdet beurteilt. Die Veränderungen in den partnerschaftlichen und familialen Lebensformen führen nach Grundmann & Huinink (1991) aber nicht zwangsläufig zu einer Auflösung der sozialisatorischen Funktionsfähigkeit von Elternschaft. Die Vermittlung grundlegender Interaktionskompetenzen ist ihnen zufolge nicht von der Familienform, sondern von der Qualität der Beziehung abhängig. Es gehört nach Neumann (1999) zur Unterschätzung der Familienfunktionen, "dass kaum gesehen wird, wie über diesen Rest an Stabilität der Aufbau der soziokulturellen Persönlichkeit nach wie vor garantiert wird" (S.29).

3.4.2. Die Spezialisierung der Familien auf emotionale Funktionen

Eine andere Position betont den Funktionswandel in Richtung einer Spezialisierung der Familie auf emotionale und intime Funktionen. Die zunehmende Emotionalisierung der Familie wird aus der Trennung der öffentlichen und der privaten Daseinssphäre abgeleitet. Daub (1996) vertritt die Ansicht, es sei im Verlauf der gesellschaftlichen Evolution zu einer Scheidung der öffentlichen und der privaten Daseinssphären gekommen, wobei der Individualisierung des Privatlebens die Funktion eines Gegengewichts zur vermassten und atomisierten öffentlichen Lebenssphäre zugefallen sei. Aus sozialer Isolation und Anonymität resultiert eine Tendenz zum Rückzug der Individuen aus dem öffentlichen Raum in die Privatheit, in welcher nun alle Ansprüche zu befriedigen gesucht werden. Das Privatleben wird zur Gegenwart, was zur radikalen Trennung der Sphären führt. Es kommt zu einer Kluft zwischen der Aussenwelt, wo rationale Effizienz regiert und die als kalt empfunden wird, und der Privatsphäre, die durch Emotionalität geprägt ist (Daub, 1996). Wenn durch die Trennung der Sphären das Privatleben zur Gegenwart zu der als kalt empfundenen Aussenwelt wird, wächst natürlich das Begehren der Individuen, ihre Ansprüche, Erwartungen und Sehnsüchte in der Intimbeziehung erfüllt zu bekommen. So wird die Privatsphäre zum Ort emotionaler Zuwendung, Intimität, Selbstverwirklichung, Sinnfindung und wechselseitiger Identitätskonstruktion.

Zahlreiche Autoren (vgl. Nave-Herz, 1994; Beck-Gernsheim, 1988; Luhmann, 1988; Burkart/Kohli, 1992) betonen wie Kaufmann (1990) die Bedeutung der Familie als sozialer Raum erlaubter zwischenmenschlicher Affektivität und emotionaler Stabilisierung. "Nicht nur für Kinder, auch für Heranwachsende und die Erwachsenen sind Art und Ausmass der persönlichen Zuwendung und der persönlichen Unterstützung durch die Familienmitglieder unter den anonymisierenden Bedingungen des ausserfamilialen Bereichs von grosser Bedeutung" (Kaufmann, 1990, S. 37).

4. Zur gegenwärtigen Situation der Familien

4.1. Familien im Spannungsfeld zwischen Gesellschaft und Individuum

Das gesellschaftliche Teilsystem Familie ist eine bedeutsame soziale Institution, die bestimmte gesellschaftliche Funktionen erfüllt. Durch Reproduktion und Sozialisation sorgen Familien nicht nur für die quantitative und qualitative Nachwuchssicherung, sie sind auch für die nachhaltige Regeneration und Erhaltung des Humanvermögens zuständig. Wegen ihrer starken Bindungskräfte sind Familien zudem auch für die Stabilisierung der Beziehungen zwischen den Generationen gesellschaftlich unersetzlich (Kaufmann, 1990). Aus diesen Funktionen müsste sich eigentlich auch das öffentliche Interesse an Familien ableiten. Familiäre Leistungen werden aber als selbstverständlich vorausgesetzt. Elternleistungen wird von der Gesellschaft her nur ungenügende Anerkennung entgegengebracht.

Kaufmann (1990) spricht in diesem Zusammenhang von der "strukturellen Rücksichtslosigkeit" (S. 132) der gesellschaftlichen Verhältnisse gegenüber Familien. Damit sind gesellschaftliche Strukturen gemeint, die die Privilegierung eines Lebens ohne Kinder bewirken. Familien werden als residualer Ort für die Bewältigung individueller Probleme aber gebraucht, ohne sie könnten die Leistungen der Einzelnen in der Arbeitswelt und in der Gesellschaft nicht erbracht werden. Für Grundmann & Huinink (1991) zeigt sich hier ein grosser Widerspruch: Der Bedarf an Leistungen gemeinschaftlicher Beziehungen für Erwachsene und Kinder erhöht sich, gleichzeitig werden diese Leistungen gerade von gesellschaftlicher Seite her gefährdet, indem familiäre Bedürfnisse kaum berücksichtigt werden. Diese Rücksichtslosigkeit resultiert nach Kaufmann (1990) nicht aus Ablehnung, sondern aus Indifferenz gegenüber Familien und Kindern.

Dies ist nur einer der Widersprüche, mit denen sich Familien konfrontiert sehen. Huinink (1995) sieht die gegenwärtige Situation der Familie vor allem durch die folgenden vier Widersprüche charakterisiert:

- Den Widerspruch zwischen nachwirkenden Resten traditioneller Familienleitbilder und einer traditionellen Praxis von Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern einerseits und einer immer stärkeren individuellen Autonomie und Vermeidung von Abhängigkeit andererseits.
- Den Widerspruch zwischen Anforderungen und Motivbildungen durch die Arbeits- und Konsumwelt und den Anforderungen einer nur über Gemeinschaft und Privatheit gelingenden individuellen Entwicklung beziehungsweise Personwerdung.
- Den Widerspruch zwischen den zunehmenden Optionen und Angeboten an Lebensgestaltung ausserhalb der Familie und den für Familien notwendigen Bindungen, also die Einbettung der Differenz zwischen privater und öffentlicher Existenz.
- Den Widerspruch zwischen hohen individuellen Erwartungen und gesellschaftlichen Anforderungen an die Familie und den defizitären und zum Teil kontraproduktiven Unterstützungsleistungen der Gesellschaft für die Familie

(Huinink, 1995, S. 22ff., hier die zusammengefasste Version von Mayer im Vorwort).

Für Grundmann & Huinink (1991) führt gerade das Festhalten der Gesellschaft an der klassischen Segmentierung von privatem Bereich und Öffentlichkeit, das Festhalten an Vorstellun-

gen des bürgerlichen Familienideals mit seiner geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu den Widersprüchen, unter denen Familien leiden.

Entgegen der Position der Segmentierung von privatem Bereich und Öffentlichkeit sehen Karsten & Otto (1996) nicht die Trennung, sondern eine neue Vernetzung der öffentlichen und der privaten Daseinssphäre. "Die sogenannte Kernfamilie ist erweiterten Familienformen gewichen und passt sich so den gesellschaftlich produzierten Umständen an – nicht eindimensional, sondern vielfältig bei gleichem Aufgabenspektrum und einem identischen Verpflichtungsgrad ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen gegenüber. Dabei kommt es insgesamt zu einer neuen, unumgänglichen Vernetzung von Privatheit und Öffentlichkeit, von familialem Eigensinn und ergänzender und substitutiver Leistung ausserfamilialer Institutionen, parallel zur biographischen Entwicklung der jeweiligen Kinder und Jugendlichen" (Karsten & Otto, 1996, S. 5). Die Entdifferenzierung des Öffentlichen und des Privaten zeigt sich an der Vielzahl sozialstaatlicher, rechtlicher Regelungen, die den privaten Binnenraum zunehmend kontrollieren, ebenso wie beispielsweise die Öffnung des privaten Wohnraums gegenüber Gästen, die früher in Besucherzimmern oder Gästesalons empfangen wurden. Auch in den Medien ist eine Entgrenzung des Privaten hin zum Öffentlichen beobachtbar. Zudem findet eine Verlagerung gesellschaftlicher Probleme in die Privatsphäre statt, so dass diese zum Austragungsort emotionaler Spannungen wird, die ausserhalb geschaffen wurden, dort aber unterdrückt werden mussten. Für die nicht-privaten, sondern strukturell vorgegebenen Probleme können dann private Lösungen gesucht werden (Neumann, 1999).

Insgesamt handelt es sich wohl um einen komplexen und ambivalenten Verschränkungsprozess des Eindringens des Öffentlichen in das Private und des Privatisierens von vormals Öffentlichem. Die Widersprüche und Schwierigkeiten dürften den Motor für weitere Veränderungsprozesse bilden. "Alte Muster geraten in den Widerspruch zu neuen gesellschaftlichen Anforderungen an die Individuen, neue Strukturen der individuellen Organisation partnerschaftlicher und familialer Formen des Zusammenlebens gewinnen an Bedeutung und wirken auf die institutionellen Rahmenbedingungen zurück" (Huinink, 1990, S. 239). Allerdings hängt die weitere Entwicklung im wesentlichen auch von politischen Auseinandersetzungen und sozialpolitischen Entscheidungen ab, welche wiederum in direktem Zusammenhang mit wirtschaftlichen Entwicklungen stehen.

Wenn die Forderung des Staates an Familien ist, den Bedarf an Nachwuchs zu sichern und diesen Nachwuchs zu verantwortungsvollen Mitgliedern der Gesellschaft zu erziehen, dann ist die wichtigste Forderung von Familien an den Staat die Unterstützung bei der Lösung von Vereinbarkeitsproblemen.

4.2. Schlusswort

Aus soziologischer Sicht nehmen Familien "eine vermittelnde Stellung zwischen den umfassenden Sozialgebilden einer Sozietät (d. h. den Institutionen des politischen, wirtschaftlichen, bildungsbezogenen, religiösen und kulturellen Systems) und dem Individuum ein" (Schneewind, 1994). Sie sind sowohl intime Lebensgemeinschaften als auch eine bedeutsame soziale Institution und stehen im Spannungsfeld individueller Gestaltung und gesellschaftlicher Prägung, aber auch zwischen gesellschaftlichen Erwartungen und individuellen Ansprüchen. Zum einen werden gesellschaftliche Probleme in sie hinein verlagert, andererseits stehen sie unter dem Druck, die Begehren jedes Einzelnen ihrer Mitglieder zu erfüllen. Kaufmann

(1990) sieht Familien in der heutigen Situation deshalb als verletzbare soziale Systeme, die durch die Familienmitglieder konstituiert werden, die Probleme verarbeiten und sowohl für sich wie auch für andere bestimmte Leistungen erbringen.

Es könnte gezeigt werden, dass die Familie als ein komplizierter Wirkungszusammenhang zu begreifen ist, für den im Zeitablauf gleichermassen Kontinuität und Wandel gilt (Nave-Herz, 2002). Die zeitgeschichtlichen Veränderungen beziehen sich eher auf die Ehe und weniger stark auf die Familie. Es finden sich Pluralisierungen und Polarisierungen, gewisse Phänomene des Wandels betreffen aber oft nur kleinere Teile der Bevölkerung. Es kann eine anhaltend hohe Wertschätzung der Familie festgehalten werden. "Die Familie ist so populär und lebendig wie eh und je" (Bien, 1996, S. 5).

Das Potential von Familien an Solidarität, Schutz und Unterstützung ist nach wie vor attraktiv. Nach Neumann (1999) ist keine andere Institution in Sicht, die dies sonst leisten könnte. Es gibt keine Alternative zur Familie.

5. Literaturliste

- BECK, U. (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BECK-GERNSHEIM, E. (1994). Auf dem Weg in die postfamiliale Familie – Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft (S. 115-138). In: Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BECK, U. & BECK-GERNSHEIM, E. (1990). Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BECK, U. & BECK-GERNSHEIM, E. (1994). Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- BECK-GERNSHEIM, E. (1988). Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit. München: Beck.
- BECK-GERNSHEIM, E. (1984). Vom Geburtenrückgang zur neuen Mütterlichkeit? Über private und politische Interessen am Kind. Frankfurt a. M..
- BERTRAM, H. (1996). Familienwandel und Generationsbeziehungen. In: Buba, H. P. & Schneider, F. (Hrsg.). Familie. Zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- BIEN, W. (1996). Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend: Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen. Opladen: Leske und Budrich.
- BLOSSFELD, H.P., HUININK, J. & ROHWER, G. (1993). Wirkt sich das steigende Bildungsniveau der Frauen tatsächlich negativ auf den Prozess der Familienbildung aus? In: Diekmann, A. & Weick, S. (Hrsg.), Der Familienzyklus als sozialer Prozess. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse. Berlin: Duncker & Humblot.
- BURKART, G. (1991). Kohabitation und Individualisierung - nichteheliche Paarbeziehungen im kulturellen Wandel. In: Zeitschrift für Familienforschung, 3.
- BURKART, G. (1997). Lebensphasen - Liebesphasen. Vom Paar zur Ehe zum Single und zurück? Opladen: Leske und Budrich.
- BURKART, G. (1994). Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart.
- BURKART, G. & KOHLI, M. (1992). Liebe, Ehe, Elternschaft. München: Piper.
- DAUB, C.-H. (1996). Intime Systeme. Eine soziologische Analyse der Partnerschaft. Basel; Frankfurt a.M.: Helbing und Lichtenhahn,
- DJI – Deutsches Jugendinstitut (2003). Partnerschaft und Familiengründung in Deutschland. Ergebnisse des dritten Familiensurveys.
http://www.familienhandbuch.ch/cmain/f_fachbeitr.../s_1111.htm
- FEHR, J. (2003). Luxus Kind? Zürich: Orell-Füssli-Verlag.
- FEND, H. (1988). Sozialgeschichte des Aufwachsens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- FISCHER, A. (2000). Mütter geben den Beruf nicht auf. In: Tages-Anzeiger vom 12. Februar, S. 23, Zürich.
- GRUNDMANN, M. (1992). Familienstruktur und Lebensverlauf. Historische und gesellschaftliche Bedingungen individueller Entwicklung. Frankfurt a. M.; New York: Campus.
- GRUNDMANN, M. / HUININK, J. (1991). Der Wandel der Familienentwicklung und der Sozialisationsbedingungen von Kindern (S. 529-554). In: Zeitschrift für Pädagogik, 37. Jg. 1991.
- GUDJONS, H. (1994). Pädagogisches Grundwissen (2. Aufl.). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- HOFFMANN-NOWOTNY, H.-J. (1988). Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft. Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung "Das Parlament" B13: 3-13.
- HOFFMANN-NOWOTNY, H.-J. (1990). Gesamtgesellschaftliche Determinanten des Individualisierungsprozesses und seine Konsequenzen für Ehe und Familie.
- HÖPFLINGER, F. (1987). Wandel der Familienbildung in Europa. Frankfurt; New York: Campus.
- HÖPFLINGER, F. (2003). Beobachtungen zum Wandel und zur Kontinuität von Lebensformen in den letzten Jahrzehnten. <http://www.mypage.bluewin.ch/hoepf/fhtop/fhfamil1c.html>
- HORNSTEIN, W. (1999). Erziehung und sozialer Wandel – Brennpunkte sozialpädagogischer Forschung, Theoriebildung und Praxis. In: Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 39. Weinheim; Basel: Beltz, S. 7-14.
- HRADIL, S. (2002). Vom Wandel des Wertewandels – Die Individualisierung und eine ihrer Gegenbewegungen. In: Glatzer, W., Habich, R. & Mayer, K. U. (Hrsg.), Sozialer Wandel und gesellschaftliche Dauerbeobachtung. Opladen: Leske + Budrich.
- HUININK, J. (1990). Familie und Geburtenentwicklung. In: Mayer, K. U. (Hrsg.). Lebensverläufe und sozialer Wandel. Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- HUININK, J. (1995). Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft. Frankfurt a.M.; New York: Campus Verlag.
- HURRELMANN, K. (1993). Einführung in die Sozialisierungstheorie (4. überarbeitete und ergänzte Auflage ed.). Weinheim: Beltz.
- KARPEL, M.A. & STRAUSS, E.S. (1983). Family evaluation. New York: Gardner Press.
- KARSTEN, M. E./ OTTO H. U. (1996). Die sozialpädagogische Ordnung der Familie. Beiträge zum Wandel familialer Lebensweisen und sozialpädagogischer Interventionen (2. überarb. Aufl.). Weinheim; München: Juventa.
- KAUFMANN, F.-X. (1990). Zukunft der Familie: Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen. München: Beck.
- KOHLI, M. (1986). Gesellschaftszeit und Lebenszeit – Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. In: Soziale Welt, Sonderheft 4, Göttingen, S. 183-208.
- KOHLI, M. (1985). Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37: 1-29.
- LUHMANN, N. (1988). Soziales System Familie. In: System Familie Band 1, Heft 2, Berlin, S. 75-91.
- MARBACH, J. H. (1996). Familiäre Lebensformen im Wandel. Einführung. In: Bien, W. (Hrsg.). Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend: Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen. Opladen: Leske und Budrich.
- MATTHIAS-BLECK, H. (2002). Soziologie der Lebensformen und der privaten Lebensführung – Anmerkungen zu Werner Schneiders Soziologie des Privaten. In: Soziale Welt, Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis, Jahrgang 53, S. 423-436.
- MAYER, K. U. (1990). Lebensverläufe und sozialer Wandel. Anmerkungen zu einem Forschungsprogramm. In: Mayer, K. U. (Hrsg.). Lebensverläufe und sozialer Wandel. Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- MAYER, K. U. (1995). Gesellschaftlicher Wandel, Kohortenungleichheit und Lebensverläufe. In: Berger, P. A. & Sopp P. (Hrsg.), Sozialstruktur und Lebenslauf. Opladen: Leske + Budrich.
- MEYER, T. (1992). Modernisierung der Privatheit: Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse des familiären Zusammenlebens. Opladen: Westdt. Verlag.
- NAVE-HERZ, R. (2002). Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland: Eine zeitgeschichtliche Analyse. Stuttgart: Lucius und Lucius.
- NAVE-HERZ, R. (1994): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- NAVE-HERZ, R. (1986). Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland.
- NEUMANN, K. (1999). Aufwachsen in Familien. Zur Situation der Kinder aus pädagogischer Perspektive (S. 17-37). In: Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 39. Weinheim; Basel: Beltz.
- PEUCKERT, R. (2002). Familienformen im sozialen Wandel (4. Auflage). Opladen: Leske + Budrich.
- SCHAFROTH, A. (2003). Wenn der Chef die Socken wäscht. In: Tages-Anzeiger vom 11. September, S. 60, Zürich.
- SCHNEEBELI, D. (2003). Damit die Familien nicht verarmen. In: Tages-Anzeiger vom 19. September, S. 25, Zürich.
- SCHNEEWIND, K. A. (1989). Personale Kontrolle, Sozialisation und Familie in psychologischer Sicht (S. 199-209). In: Weymann, A. (Hrsg.), Handlungsspielräume. Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne. Stuttgart: Enke.
- SCHNEEWIND, K. A. (1994). Erziehung und Sozialisation in der Familie (Kp. 15, S. 435-464). In: Schneewind, K. A. (Hrsg.), Psychologie der Erziehung und Sozialisation. Göttingen; Bern; Toronto; Seattle: Hogrefe.
- SCHNEEWIND, K. A. (1998). Familie zwischen Rhetorik und Realität: eine familienpsychologische Perspektive. In: Schneewind, K. A. und von Rosenstiel, L. (Hrsg.), Wandel der Familie. Göttingen; Bern; Toronto; Seattle: Hogrefe.
- SCHNEIDER, M. F. (1995). Nichtkonventionelle Lebensformen – moderne Lebensformen? In: Sahner, H. / Schwendter, S. (Hrsg.), 27. Kongress der DGS: Gesellschaften im Umbruch, Kongressband II, Opladen, S. 109-116.
- SCHNEIDER, W. (2002). Von der Familiensoziologischen Ordnung der Familie zu einer Soziologie des Privaten? In: Soziale Welt, Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis. Jahrgang 53, S. 375-396.
- VASKOVICS, L. A. (1991). Familie im Auflösungsprozess? In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.), Jahresbericht 1990, München.
- VASKOVICS, L.A. (1994). Familie. Soziologie familialer Lebenswelten. Soziologische Revue, Sonderheft 3.
- WELTER-ENDERLIN, R. (1992). Paare - Leidenschaft und lange Weile. München: Piper.